

Prof. Dr. Rolf Schieder, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

2. Sonntag nach Epiphania, 20. Januar 2019, 18 Uhr

Predigt über Römer 12,9-16

Gnade sei mit Euch und Friede, von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Der Predigttext für den heutigen 2. Sonntag nach Epiphania findet sich im Brief des Paulus an die Römer im 12. Kapitel:

Die Liebe sei ohne Falsch. Hasst das Böse und hängt dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. Nehmt Euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft. Segnet, die Euch verfolgen, segnet und verflucht sie nicht. Freut Euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden. Seid eines Sinns untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch zu den niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug.

Liebe Gemeinde, es gibt biblische Texte, die sind so bekannt, so vernünftig und so plausibel, dass sie beim Hören oder Lesen Zustimmung, aber auch ein leises, aber bestimmtes Unbehagen auslösen. Woran liegt das? Paulus erinnert uns über weite Strecken eigentlich an kulturelle Selbstverständlichkeiten. Vieles – freilich nicht alles – könnte auch ein Philosoph als Lebensweisheit empfehlen: Ehrlichkeit, Fleiß, Respekt, Gastfreundschaft, Einfühlungsvermögen, Bescheidenheit. Das lernt und kennt in unserem kulturellen Kontext jeder. Woraus speist sich also das Unbehagen und der manchmal leise, manchmal laute Widerstand gegen diesen Forderungskatalog? Ich vermute, er speist sich aus der in uns selbst tief empfundenen Spannung zwischen Sollen und Sein. Wir wissen, dass Paulus eigentlich recht hat – wir wissen aber auch, dass wir immer wieder weit hinter seinen Forderungen zurückbleiben. Der Text konfrontiert uns mit einem Widerspruch in uns selbst. Wir würden diesem Widerspruch gerne ausweichen, indem wir lieber dem Text widersprechen.

Wie vernünftig die paulinischen Ratschläge sind, lässt sich zeigen, indem man versuchsweise einmal das Gegenteil von dem fordert, was Paulus vorschlägt. Das würde sich etwa so anhören: „Heuchelt Zuneigung und Liebe, wenn es euch nützt! Hasst das Gute und seid böse! Seid missgünstig und gebt niemandem die Ehre! Seid faul! Seid euch selbst der Nächste und seid so unsolidarisch wie möglich! Verflucht eure Feinde! Benedid die Fröhlichen und verhöhnt die Traurigen! Seid streitsüchtig! Haltet Euch immer für den Besten oder die Beste, und lasst andere euren Dreck wegräumen! Denn niemand ist so schlau wie ihr!“ Das klingt absurd. Aber spätestens seit Friedrich Nietzsche Paulus und den Christen eine „Sklavenmoral“ vorwarf, sind rassistische, nationalistische und ökonomische Herrenmoral- und Selbstoptimierungsratgeber auch heute noch populär. So schrecklich die Liste des Gegenteils der paulinischen Empfehlungen klingt, so regelmäßig finden sich Bücher auf den Bestsellerlisten, die empfehlen, mit unbarmherzigem Egoismus erfolgreich zu sein. Und seit ein schauspielernder Immobilienhändler, der im einflussreichsten Land der westlichen Welt das Präsidentenamt inne hat, nicht nur die Vorzüge eines privaten, sondern auch eines nationalen Egoismus predigt, schämen sich in jenem Land auch Menschen, die sich Christen nennen, nicht mehr, die Ratschläge des Paulus als Hypermoral, mithin: als nicht alltagstauglich zu verachten.

Nein, die Empfehlungen des Paulus sind gar nicht mehr selbstverständlich. Sie sind vielmehr höchst voraussetzungsreich. Für Paulus ist jeder Mensch als Geschöpf Gottes Teil eines größeren Ganzen. Jeder ist auf seine Weise ganz besonders und eigen, aber doch immer ein Besonderer und Eigener in Beziehung auf ein Allgemeines. Die merkwürdige Idee, dass zunächst ein einsames Individuum allein auf weiter Flur stehe und sich dann überlege, mit wem es welchen Vertrag machen wolle, wie es sich politische Philosophen der frühen Neuzeit vorstellten, ist bereits biologisch unplausibel: Wir kommen als Beziehungswesen zur Welt. Ohne den Willen einer Mutter, eine Beziehung zu uns haben zu wollen – obwohl sie noch gar nicht weiß, was das für ein eigenartiges Wesen sein wird, auf das sie sich da einlässt –, gäbe es niemanden von uns. Aber auch ohne eine Beziehung zweier Menschen, die sich hoffentlich liebten, hätte niemand von uns das Licht der Welt erblickt.

Doch auch später im Leben gilt: Ich kann ohne Andere nicht ich selbst sein. Mich gibt es nur in Beziehung. Ich bin als einzelnes Menschenkind mit einer bestimmten Sprache und einer bestimmten Herkunft immer schon mehr als das, was ich selbst über mich denke und weiß. Und nur wenn ich mich auf Andere und Anderes einlasse, also nur durch Selbstentäußerung finde ich mich selbst, freilich als Anderen. Jeder Bildungsprozess, wie etwa das Erlernen einer Sprache, der Muttersprache ebenso wie einer fremden, ist eine Selbstüberschreitung, die aber mit dem Versprechen einer reicheren Selbstwahrnehmung und eines gesteigerten Selbstbewusstseins verbunden ist. In der Identifikation mit anderen finde ich heraus, wer ich selbst bin.

Es ist kein Zufall, dass im Text die wahre Liebe als erste Tugend genannt wird. Ich selbst finde mich und werde zugleich neu in der Liebe. Die Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, für sie da zu sein und dabei auch noch glücklich zu sein, ist elementar für ein gutes Leben. Wie sehr sich die Menschen unserer Tage nach solcher Liebe sehnen, ließ sich in den letzten Wochen an der überbordenden Berichterstattung über die Trennung von Helene Fischer und Florian Silbereisen studieren. Aber auch das bleibende Interesse der Öffentlichkeit an Prinz Harry und seiner schwangeren Frau Meghan zeigt die Sehnsucht nach gelingender, vorbildlicher Liebe.

Das Wort „Liebe“ vereint ja höchst Widersprüchliches in sich. Zunächst ist Liebe schlicht Begierde. Ich möchte einen Menschen, der mir gefällt, haben. Gerade so mache ich den anderen aber zum Mittel meiner eigenen Bedürfnisse. Liebe beginnt als das Gegenteil von Liebe: als blanker begehrender Eigennutz. Liebe ist also keineswegs nur selbstlose Hingabe. Wer liebt, der will etwas. Das Faszinierende an der Liebe ist aber, dass wahrhaftig Liebende von der Liebe selbst verwandelt werden. Die Liebenden werden sich in der Begegnung mit dem begehrten Anderen der Einseitigkeit ihres Begehrens bewusst. Sie erkennen, dass Liebe sich erst erfüllt, wenn sie den geliebten Anderen als Anderen anerkennen. Wer sich in seinem Partner nur spiegeln will, der liebt immer nur sich selbst und sonst niemanden. Wenn die Selbstentäußerung aber gelingt, so entsteht aus der wechselseitigen Selbsthingabe etwas neues Drittes. Die Liebe ist nun nicht mehr der Besitz eines einzelnen, sondern ist als gemeinsam Geteiltes eine Kraftquelle eigener Art. Beide wissen und spüren dann, dass sie sehr viel mehr geschenkt bekommen haben, als ihr je eigenes Begehren jemals imstande war, ihnen zu geben.

Warum fällt es uns Menschen so schwer, den ganz und gar plausiblen Empfehlungen des Paulus zu folgen? Naturwissenschaftler behaupten etwa, es gebe ein „egoistisches Gen“, das unweigerlich unser Handeln leite. Liebe sei deshalb eine Illusion. Inzwischen haben uns Genetiker darüber aufgeklärt, dass Gene höchst flexible Informationsträger sind, so dass die Rede von einem „egoistischen Gen“ als ein naturalistischer Kurzschluss anzusehen ist. Die christliche Variante dieses naturalistischen Kurzschlusses ist die Annahme, dass der Mensch als Sünder gar nicht fähig sei, das Gute zu tun. Und tatsächlich stellt Paulus selbst im 7.

Kapitel des Römerbriefes fest: „Das Gute, das ich tun will, das tue ich nicht. Und das Böse, das ich nicht tun will, das tue ich.“ Augustinus und Luther waren in der Folge davon überzeugt, dass der Mensch *nicht nicht sündigen* kann. Von einem freien Willen zum Guten könne deshalb keine Rede sein.

Was diese Sündenlehre und die Rede vom „egoistischen Gen“ miteinander verbindet, ist die Überzeugung, dass der Mensch als triebhaftes, fremdbestimmtes Wesen gar nicht imstande ist, moralisch zu handeln. Die Alternative zu dieser Sicht auf den Menschen ist die Annahme, dass der Mensch frei ist. Alle politischen Gemeinwesen, die sich auf Menschenrechten gründen, gehen selbstverständlich davon aus, dass der Mensch frei ist. Er hat die Wahl, den Gesetzen zu gehorchen oder sie zu übertreten. Er hat die Wahl, das Richtige zu tun oder das Falsche. Der Mensch hat die Freiheit, zu lieben oder zu hassen, missgünstig oder fürsorglich zu sein. Vertreter der ererbten Sündhaftigkeit des Menschen nehmen an, dass der Mensch das Gute gar nicht tun *kann*. Wer den Menschen als einen Freien bestimmt, der geht davon aus, dass dieser das Gute manchmal halt einfach nicht tun *will*. Der Mensch will nicht immer freundlich, fleißig und demütig sein. Manchmal will er auch eigensinnig, eingebildet und abweisend sein.

Die Frage ist also: Können oder wollen wir nicht so sein, wie Paulus uns gerne hätte. Wo stünde Paulus selbst in diesem Streit? Paulus hätte wohl für beide Perspektiven Sympathien. Einerseits kennt er die Erfahrung, dass der Mensch immer wieder an seinen moralischen Ansprüchen scheitert. Andererseits aber stellt er im 2. Korintherbrief fest: „Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“ Ein Mensch, der vom Geist Gottes ergriffen ist – und der seinerseits den Geist Gottes ergriffen hat –, ist frei und fähig, Gutes zu tun. Die Ausrede, dass wir als Sünder dies alles doch gar nicht tun können, lässt Paulus nicht gelten. Warum sollte er auch solch lange Listen angemessenen Verhaltens erstellen, wenn sie doch gar nicht erfüllbar wären. Nach Paulus hat der Mensch die Wahl, von dämonischen Kräften fremdbestimmt zu sein oder aber sich vom Geist Christi erfüllen zu lassen und so eine ganz neue Ebene der Freiheit zu erreichen. Eine Freiheit, die nicht nur das Eigene sucht, sondern sich von Eigensucht freimachen kann; eine Freiheit, die mit der Realisierung der eigenen die Freiheit anderer gleichermaßen fördert.

Damit werden aber diejenigen Verse in unserem Text wichtig, in denen es nicht um das Verhältnis zu unseren Mitmenschen, sondern um unser Verhältnis zu Gott geht. Denn erst über unser Gottesverhältnis werden wir befähigt, unsere Mitmenschen nicht als Konkurrenten und Lustobjekte, sondern als Söhne und Töchter Gottes, also als Brüder und Schwestern zu sehen. Mit Gott kommt eine neue Qualität in unsere Sozialverhältnisse.

Wie bestimmt Paulus unser Gottesverhältnis im Predigttext? Im Luthertext lesen wir: „Seid brennend im Geist!“ Die Einheitsübersetzung fasst den griechischen Urtext präziser, wenn es dort heißt: „Lasst Euch vom Geist entflammen!“ Man könnte aber auch übersetzen: „Interessiert Euch brennend für den Geist!“ Je offener wir für das Wirken des Geistes Gottes in unserem Leben werden, umso besser können wir die Gaben des Geistes mit unseren Mitmenschen teilen. Je intensiver ich mich von Gott geliebt und anerkannt weiß, umso leichter kann ich meine Mitmenschen lieben und anerkennen.

Welch enorme Auswirkungen unsere Gottesbeziehung auf unsere Sozialbeziehungen hat, lässt sich an der Aufforderung zeigen: „Segnet, die Euch verfolgen, segnet und verflucht sie nicht.“ Ist das nicht zu viel verlangt? Müssen Christen Masochisten sein? Sollen Christen vor lauter Selbstlosigkeit Despoten, Räuber und Mörder für ihre Bosheit auch noch durch ihren Segen belohnen? Empfiehlt uns Paulus einen selbstverleugnenden Heroismus? Ich glaube das Gegenteil ist der Fall. Paulus will die an Leib und Seele Verletzten heilen.

Wie soll das gehen? Jeder von uns ist in seinem Leben schon einmal von einem anderen verletzt worden. Diese Verletzungen tun weh. Sie schmerzen und sie machen zornig. Der Wunsch nach Vergeltung kann übermächtig werden. Mit der Verletzung hat uns etwas Böses getroffen. Paulus möchte nun gerade verhindern, dass sich dieses Böse wie ein Erreger in einer offenen Wunde immer weiter ausbreitet. So wie eine Wunde nur heilen kann, wenn die Erreger beseitigt sind, so sollen wir darauf achten, dass wir das Böse, das in uns wütet, loswerden und loslassen. Wenn wir das Böse, das uns angetan wurde, mit aller Gewalt zurückgeben wollen, dann vergrößern wir seine Wirkung in uns und verhindern so eine Heilung. Es ist nicht leicht, die Bosheitsspirale zu unterbrechen. Aber wenn es gelingt, dann ist das Seelenhygiene und dient der eigenen psychischen Gesundheit. Gerade indem ich nicht auf Rache sinne, befreie ich mich aus den Banden des Bösen. Und wieder spielt hier die Gottesbeziehung eine Rolle: Ich kann es Gott überlassen, das Böse zu vergelten. „Mein ist die Rache, spricht der Herr“, heißt es ein paar Verse weiter unten im 12. Kapitel des Römerbriefs.

Was tue ich eigentlich, wenn ich einen Verfolger segne? Es ist zunächst das Eingeständnis, dass nicht ich, sondern Gott Herz und Sinn meines Verfolgers bewegen und verändern kann. Es heißt nicht das Böse zu verdrängen. Im Gegenteil: es wird vor Gott gebracht. Ein solcher Segenswunsch könnte dann so formuliert sein: „Gerechter und gnädiger Gott, habe ein Auge auf diesen Menschen, der mich verfolgt und viel Schaden angerichtet hat. Hilf Du ihm, sich seiner Bosheit bewusst zu werden und erlöse ihn und mich vom Bösen. Was mich betrifft, so will ich mich von dem, was geschehen ist, nicht mehr verzehren lassen. Hilf mir, den Blick frei nach vorne zu richten und im Lichte deiner Gnade zu genesen.“ Das ist kein Hinnehmen des Bösen. Im Gegenteil: Man steht für die Spirale von Gewalt und Gegengewalt nicht mehr zur Verfügung. Das ist ein Akt der Befreiung.

Was Paulus uns rät, ist nicht anspruchslos. Es ist vernünftig und religiös zugleich. Ein Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft ist nicht zu finden. Die Klammer, die den Glauben und die Vernunft zusammenhält ist der Geist. Denn der Heilige Geist als Moment der Selbstwerdung Gottes entfaltet sich im menschlichen Geist. Gottes Sein ist im Werden und des Menschen Sein ist ein Werden, sofern wir der Selbstbewegung des Geistes Gottes in uns Raum geben. In älteren Bibeln wurde unser Predigttext mit „Die Gnadengaben des Geistes“ überschrieben. Damit sollte angezeigt werden, dass ohne den Geist des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung diese Ratschläge nicht zu erfüllen sind. Und so kann am Ende dieser Predigt nur die Bitte stehen: Der Geist und der Friede Gottes, der höher ist als unsere menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.